



STARTWOCHEENZEITUNG

Startwoche 2020

Ein Produkt der Landeszeitung

Dienstag, 6. Oktober 2020

Kasse stürzen

Miete, Essen, Bücher – Studieren kostet. Um mit dem Geld auszukommen, hilft es, die Finanzen im Blick zu behalten. Doch wie kann man das lernen?

► Seite 26

Zucht im Keller

Ein Start-up lässt mitten in der Lüneburger Altstadt Pilze wachsen – auf Kaffeesatz. Sie träumen zudem von einer Alternative zu Plastik.

► Seite 27



Kunst unter Strom

Keine grauen Klötze: Die Stromkästen der Zukunft zeigen Häschen, Schildkröten, Wiesen. Über eine bunte Idee. ► Seite 28

EDITORIAL



Von Tjade Brinkmann

Lecker

Wie versorgen wir unsere Städte künftig mit Lebensmitteln? Schnell denken wir an Supermärkte und Nahrungsmitteltransporte quer durch Europa. Doch regionale Versorgung wird ein immer größeres Thema: Um unnötige Fahrten zu vermeiden, entwickeln Wissenschaftler neue Konzepte. Beispielsweise könnten Metropolen von grünen, landwirtschaftlichen Ringen umgeben werden.

Schon heute wächst es in Städten schon an vielen Orten, ob mithilfe vertikaler Landwirtschaft, in Kleingärten oder beim Urban Gardening. Eigene Lebensmittel anbauen, im Haus, auf dem Balkon oder im Garten, das kann fast jeder. Und mein Eindruck ist, immer mehr Menschen wollen das auch: selbst geerntete Zucchini, Basilikum oder Erdbeeren. Ich wünsche mir, dass wir wieder einen Bezug entwickeln, zu dem, was wir essen. Ein Bewusstsein, für die Ressourcen hinter der Lebensmittelproduktion, für den Aufwand, weg von der Konsum- und Entorgungskultur.

Ganz nebenbei entstehen dabei innovative Ideen – wie zwei Studentinnen beweisen, die in Lüneburg Pilze anbauen. Und zwar auf Kaffeesatz.

„Man verliert schnell den Blick“

Wie schafft man eine Stadt, in der Menschen sich wohlfühlen? Ein Gespräch

VON SIMON-LENNARD TILL

Alice Hollenstein arbeitet als Psychologin an der Universität Zürich, ihr Schwerpunkt: Urban



Alice Hollenstein

Psychology, urbane Psychologie. Sie hat ein internationales Netzwerk gegründet; zusammen mit anderen Psychologen, Soziologen und Datenanalysten bieten sie etwa „Beratung für menschenfreundliche Stadt-, Areal- und Immobilienentwicklungen“ an.

Frau Hollenstein, in welcher Stadt haben Sie sich das letzte Mal unwohl gefühlt? Sao Paolo war eine schwierige Stadt.

Was hat Ihnen nicht gefallen? Die Stadt kam mir wie eine endlose Betonwüste vor. Mir hat mal eine holländische Architektin gesagt, dass man in Holland früher zunächst immer Land trockenlegen musste, bevor man etwas

bauen konnte. Das hat die Menschen zur Zusammenarbeit gezwungen – das hilft sicherlich.

Welche Stadt hat Ihnen gefallen?

Einige Städte in den skandinavischen Ländern machen es richtig gut. In Kopenhagen gibt es neue Quartiere in Holmen, die schön und abwechslungsreich gestaltet sind. Oder in Malmö das Bo01, was als eigenes vollständiges Stadtviertel im Rahmen der European Housing Expo schon 2001 geplant wurde.

Was braucht eine Stadt, damit wir uns wohlfühlen?

Das ist natürlich typenabhängig. Aber es gibt Manches, das mögen die meisten Menschen: Et was typisch Lokales, was der Stadt eine Individualität gibt, und gewisse Gebäudestrukturen. Es sollten nicht kilometerlang dieselben Fassaden sein, aber auch kein komplettes Durcheinander. Ich nenne das: Ordnung mit Vielfalt.

Viele empfinden Neubauten als hässlich, Altbauten hingegen als schön. Woran liegt das?

Da spielt einerseits Nostalgie eine Rolle, andererseits die Skepsis gegenüber Neuem. Wenn es nicht gut gemacht ist, kritisieren wir es. Es ist grundsätzlich heute schwierig, die Gemüter positiv zu stimmen.

Wenn man sich die Gebäude der Leuphana Universität anschaut, sieht man durchaus viel ver-

krampftes Wollen und Symbolik. Sind Architekten zu ideologisch?

Im Gegensatz zur Konsumgüterindustrie wird bei der Planung von Immobilien, Arealen oder öffentlichen Plätzen der Verbraucher, also der Mensch, leider nur selten miteinbezogen. Andererseits muss man auch bedenken, dass es etwas sehr Komplexes ist, solche Gebäude zu planen. Da arbeitet man oftmals aus einer Art Vogelperspektive und verliert schnell den Blick für denjenigen, der sich da später durchbewegen soll.

Können Sie und Ihre Kollegen das verhindern?

Wir versuchen, diesen oftmals verlorenen Blick wieder in die Planung einfließen zu lassen. Ein Beispiel: Vielleicht gibt es einen technischen Grund die Rolltreppe hinten rechts zu platzieren, aber das erschließt sich nicht unbedingt für den Menschen, der sich erst einmal verloren fühlt, sobald er das Gebäude betritt.

In den Großstädten wandeln sich seit Jahrzehnten viele Stadtviertel. Altbauten werden saniert, es eröffnen neue Bistros und Boutiquen. Wie sehen Sie dieses Phänomen, die sogenannte Gentrifizierung?

Eine grundsätzliche Aufwertung von Gebäuden und Stadtvierteln bedeutet

erst einmal nichts Schlechtes. Es ist aber wichtig, dass man einen funktionierenden Schutz für Mieter schafft, damit sie aufgrund steigender Mieten nicht vertrieben werden. Und bei dem Thema schwingt natürlich auch eine grundsätzliche Frage: ob mit Boden überhaupt spekuliert werden sollte. Viele Immobilien sind inzwischen eine Geldanlage, etwa für Rentenfonds oder Versicherungen. Eine Idee wäre, dass der Boden nur dem Staat gehört, der ein Baurecht für 100 Jahre vergibt – eine Lösung, die ich persönlich nicht so schlecht finde.

In Städten leben immer mehr Menschen allein.

Vereinsamen wir in der Stadt?

Das ist schwierig zu beantworten. Einerseits steigt zwar die Anzahl der Einpersonenhaushalte, aber andererseits kann man auch in einer Ehe oder in einer Gruppe vereinsamen.

Ist „einsam“ das falsche Wort?

Ja. Wir wohnen heute mehr alleine, aber das ist oftmals eine bewusste Entscheidung.

Muss die Architektur oder der Staat dem entgegenwirken?

Es gibt momentan interes-

sante Experimente in Zürich, wie das in Zukunft aussehen könnte. Zum Beispiel: eigene, kleine Wohneinheiten in einem größeren Gefilde mit anderen. Das nennt man Clusterwohnungen. Aber man darf nicht vergessen, dass es sich um eine bewusste Entscheidung handelt. Manche wollen nicht unbedingt viel Zeit mit ihren Nachbarn verbringen.

Was würden Sie sich bei zukünftigen Bauvorhaben und Stadtplanungen wünschen?

In der Schweiz scheint der Immobilienmarkt inzwischen etwas gesättigt zu sein. Man bemerkt dadurch zumindest in der Schweiz ein Umdenken. Es wird teils versucht, sich stärker am Nutzer zu orientieren. Ich würde mir trotzdem wünschen, dass mehr empirisches Wissen hinzugezogen wird, dass nicht mehr so von idealistischen Vorstellungen ausgegangen, dass mehr Sozialwissenschaftler in den Prozess mit eingebunden werden. Es wäre auch schön, wenn sich Architekten wieder fragen würden, ob sie selbst in ihren entworfenen Gebäuden leben würden. Ich treffe oft welche, die selbst nicht den neuen „urban living space“, sondern den Altbau bevorzugen.



Eine Frage des Geldes

Seitdem unsere Autorin studiert, achtet sie verstärkt auf ihre Finanzen

VON NEELE BÜNNING

Ich und ein Finanzberater? Das allein klingt schon verrückt. Steuerseminare und Geldanlage gehörten bislang nicht zu meinem Vokabular. Jetzt höre ich Robert sprechen. Er wird in den kommenden Stunden ein Steuerseminar geben. Er sagt: „Ein trockenes Thema, ich weiß. Aber vielleicht werden manche von euch sogar Spaß dabei haben.“ Es klingt nach einem großen Versprechen.

So wie mir geht es vielen. Laut der Schuldenwelten-Studie aus dem Jahr 2017 ist das Finanzwissen der Deutschen

im europäischen Vergleich unterdurchschnittlich. Über 50 Prozent der Befragten geben an, dass sie mit Banken und Versicherungen nur halbwegs gut zurecht kommen. Und auch wenn sehr viele Versicherungen und Anlagen in Deutschland abgeschlossen werden: 13 Prozent der Teilnehmenden haben gar kein Wissen über die Finanzwelt.

In diese Gruppe würde auch ich mich einordnen. Wieso also beschäftige ich mich, Studentin der Umweltwissenschaften, Kunstbegeisterte und Finanz-Desinteressierte, mit diesem Thema?

Mit sieben Jahren kam ich das erste Mal in Kontakt mit

dem Thema Finanzen, als meine Eltern und meine Oma beschlossen, mir ein Sparbuch anzulegen. Ein rotes, geheimnisvolles Büchlein, voll mit Zahlen und dünnen Seiten, welches meine Zukunft besser machen sollte. Das erste Mal aktives Geldmanagement betrieb ich zwei Wochen später, als ich aus Sicherheitsgründen mein Sparbüchlein so gut versteckte, dass wir es eine ganze Weile nicht mehr wiederfanden. Meine erste Giro-Karte bekam ich mit 14. Nach meinem 18. Geburtstag hatte ich ein Gespräch bei meiner Sparkassenberaterin über das Thema Bausparverträge. Sonderlich interessiert hat mich das Thema nicht. Auch nicht zu Beginn meines Studiums.

Dennoch begann ich, in den ersten Monaten nach meinem Auszug von Zuhause erste Kalkulationen aufzustellen.

Wie viel Geld brauche ich im Monat zum Leben? 150 Euro? Wie viel Geld möchte ich sparen, um in den nächsten Semesterferien wegfahren zu können? 30 Euro im Monat? Wie sollte ich mich am besten Krankenversichern? Und sollte ich jetzt nicht schon anfangen, mein Geld anzulegen, damit ich später mehr davon habe?

Fragen über Fragen. Heute, ein Jahr später, bin ich gegen Berufsunfähigkeit versichert. Ich habe einen monatlichen Überlaufsparplan inklusive dreiteiligem Spar-Kontenmodell. Ich setze meinen Laptop von den Steuern ab und konnte vor ein paar Monaten mein erstes Geld in einem nachhaltigen Fond anlegen. Was ist passiert?

Ich traf ihn bei einem kostenfreien Steuerseminar

Im Frühjahr lernte ich Robert kennen, ich würde sagen, er ist jetzt mein Finanzberater. Ich traf ihn bei einem Steuerseminar, das momentan nur noch online angeboten wird. Darauf aufmerksam wurde ich durch AIE-SEC, der größten deutschen studentischen Initiative für soziale Projekte. Die Steuerseminare von Robert und seinen Kolleginnen und Kollegen werden von verschiedenen studentischen Initiativen, Fachschaften und der Finanzberatung MLP organisiert. Die Dozierenden sind unabhängige Finanzberaterinnen und Finanzberater.

Robert hat Wirtschaftswissenschaften studiert, danach eine eigene Finanzberatung mit zwei Kommilitonen gegründet. Seit gut zwei Jahren arbeitet er bei MLP. Das ist, nach eigenen Angaben, das größte unabhängige Finanzdienstleistungsunternehmen in Deutschland. Unabhängig, weil es keine eigenen Produkte verkauft.

Robert macht witzige und

spannende Steuerseminare, die für Studierende kostenlos sind. Ich bin inzwischen Kundin bei ihm, habe nach dem Steuerseminar einen privaten Beratungstermin gehabt und kann mich jetzt bei Fragen bei ihm melden.

Hinter dem deutschlandweiten Andrang auf Versicherungen, Geldanlagen und Rentenplänen steht vor allem das Bedürfnis nach Sicherheit. So auch bei mir. Deutschland ist nach den USA und China 2018 der drittgrößte Versicherungsmarkt der Welt gewesen, Lebensversicherungen ausgenommen. Das hat der Gesamtverband der Deutschen Versicherungswirtschaft festgestellt.

Fortschritt als Risiko, nicht als Sicherheit

Warum ist das so, dass wir ein so großes Sicherheitsbedürfnis haben? Und ist es überhaupt sinnvoll? Nach einer Erhebung des Institutes für Demoskopie Allensbach aus 2015 sehen mehr Menschen im wissenschaftlichen Fortschritt ein Risiko, als dass sie im Fortschritt mehr Sicherheit sehen. Außerdem gibt die Hälfte der Befragten an, dass sie ein größeres Sicherheitsbedürfnis haben als aktuell befriedigt wird. Das stellte das Statista Research Department 2011 fest. Sicherheit hat etwas mit Selbstsicherheit zutun. Wenn ich mich absichere für meine Zukunft, dann Sorge ich für mich, übernehme Verantwortung und lege erste Bausteine, auch später ein sicheres Leben führen zu können.

Das heißt nicht, dass wir alle sofort Bausparverträge, Lebensversicherungen und einen fondgebundenen Tierhalter-OP-Schutz abschließen sollten. Das erklärt mir Robert. Und natürlich ist die Schaffung von Sicherheit generell auch nicht für jede und jeden etwas. Für mich jedoch bedeutet Sicherheit Freiheit.

JETZT ABER!

5 Tipps für deine Finanzen

1 Rechne einmal deine Ausgaben und Einnahmen durch. Überprüfe, wobei du sparen kannst: Kann man für den Strom-, Internet- und Mobilfunkanbieter günstigere Alternativen finden? Allein zehn Euro pro Monat sparen reichen aus, um am Ende des Studiums von dem Geld zu verreisen.

2 Überlege, wie viel Geld du zurücklegen solltest. Für einen neuen Laptop, ein neues Fahrrad oder eine größere Reise.

3 Eine Möglichkeit, Geld zu sparen, ist ein mehrteiliges Kontenmodell. Hierbei stellst du dir selbst ein monatliches Taschengeld zur Verfügung und alles, was du nicht aus gibst, wird automatisch zum Monatsende gespart.

4 Denk mal darüber nach, Geld anzulegen. Es gibt etliche Wege, viele davon sind ohne hohe Einstiegskosten und du hast auch kurzfristig Zugriff auf dein Geld. So lässt sich etwa über Direktbanken wie Comdirect oder DKB ein Depot einrichten, es gibt eine große Zahl günstiger ETF-Sparpläne oder auch Nachhaltigkeitsfonds.

5 Suche dir qualifizierte Hilfe, bevor du dich stundenlang durch Internetforen klickst. Studentische Beratungsinitiativen und professionelle Finanzberatung bei unabhängigen Beratungshäusern sind kostenlos und helfen dir dabei, dich langfristig gut aufzustellen.



Menschen werden von der Gesellschaft separiert

Einer Berliner Plattform vermittelt WG-Zimmer an Geflüchtete

VON LENA HECKEL

Jonas Kakoschke arbeitet als Grafikdesigner in Berlin. Im Jahr 2014 gründete er mit zwei Kolleginnen die Initiative „Zusammenleben Willkommen“. Sie setzt sich für ein Zusammenleben von Menschen mit Fluchterfahrung und Wohnraumgeben in WGs ein und vermittelt.

Was ist Ihre erste Assoziation mit dem Wort „Flucht“? Zwang. Gezwungen sein, zu gehen.

Wann hatten Sie zum ersten Mal bewusst Kontakt mit dem Thema? Das war wahrscheinlich 2014. Damals hat die Mitgründerin Mareike angefangen, in einem Hausprojekt in Berlin Sprachunterricht zu geben. Dort, auf einem Sommerfest, habe ich wahrscheinlich zum ersten Mal mit geflüchteten Menschen gesprochen und begonnen zu verstehen, was es eigentlich bedeutet, fliehen zu müssen und in der Re-

alität Deutschlands anzukommen.

Wie kamen Sie darauf, die Initiative zu gründen?

Im Jahr 2014 wurde in der Wohnung von Mareike und mir ein Zimmer frei. Davor hatten wir Untermieter auf WG-Plattformen gesucht, aber durch Mareikes Engagement und ihre Kontakte wurde bei uns das Bewusstsein geschärft, dass gerade geflüchtete Menschen ein Zimmer sehr viel eher benötigen als irgendwelche Start-Up-Praktikant*innen. Wir hatten allerdings keine Ahnung, wie wir das organisieren müssen, oder ob das überhaupt legal ist. Wir haben recherchiert und dabei die dritte Mitgründerin Golde kennengelernt. Sie arbeitet als Sozialarbeiterin. Am Ende haben wir über eine Freundin einen Menschen gefunden, mit dem ich dann auch zusammenwohnte. Durch den Kontakt mit Golde kam die Idee auf, über eine Website anderen geflüchteten Menschen zu helfen, freie Zimmer zu finden. Im November 2014 sind wir damit online gegangen.

Wie hat sich die Plattform verändert?

Schnell wurde uns bewusst, dass wir keine Kapazitäten mehr für unsere eigentliche Arbeit hatten.

Dadurch, dass wir zu Beginn viele Spenden bekamen, konnten wir nach drei bis vier Monaten uns und noch andere mit dem Geld anstellen und es zu unserer Hauptbeschäftigung machen. Das Team wuchs dann schnell und im September 2015, als auch Merkel „Wir schaffen das!“ sagte, arbeiteten bei uns etwa neun Leute. Das Jahr 2016 wurde für uns dann schwieriger. Die Spenden und Aufmerksamkeit in den Medien gingen zurück, und durch Vorfälle wie die Kölner Silvesternacht nahm auch die Stimmungsmache gegen Geflüchtete zu. Ende 2017 verließen uns Kolleg*innen. Zudem mussten wir uns mit einem anderen Problem auseinandersetzen: Unser Team war sehr weiß besetzt, nicht sehr divers.

Inzwischen sind wir Mitbegründer*innen die fast einzigen verbliebenen weißen Leute. Die führenden Positionen haben wir an an People of Colour abgegeben.

Wie hat sich Ihre Arbeit verändert?

Anfangs wollten wir weniger beraten, sondern lediglich bis zum Einzug unterstützen. Das hat sich mittlerweile geändert. Wir leisten zudem antirassistische und politische Arbeit. Und wir bilden Ehrenamtliche aus, die bei der Vermittlung unterstützend wirken.

Was ist zu kritisieren an der Unterbringung von geflüchteten Menschen in zentralisierten Unterkünften? Zentralisiertes Wohnen ist ein schwieriger Ansatz für eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Die Unterkünfte separieren Menschen von der restlichen Gesellschaft. Das belastet einige psychisch sehr stark. Wir glauben, dass ein direkter Kontakt, wie er zum Beispiel in Wohngemeinschaften vorkommt, für eine viel stärkere gegenseitige

Empathie sorgt und auch zum Abbau von Stereotypen beiträgt.

Vor welchen Problemen stehen geflüchtete Menschen, die eine Wohnung in Deutschland suchen?

Rassismen sind unserer Erfahrung nach sehr stark in der Gesellschaft vertreten, teils institutionell, teils tatsächlich greifbar. Eine kürzlich veröffentlichte Studie zeigte, dass Menschen mit einem „migrantisch“ klingenden Namen es schwieriger haben, eine Wohnung zu finden, obwohl die Bewerbungen komplett identisch waren. Deswegen versuchen wir, beim Schreiben der Bewerbung zu helfen.

Globale Bürgerin

Die US-amerikanische Soziologin Saskia Sassen erforscht seit über 30 Jahren den Wandel von Städten durch Kapital und Migration und geht der Frage nach, wem die Städte gehören. Sie prägte den Begriff „global city“. Sassen selbst ist eine globale Bürgerin: Sie wurde in den Niederlanden geboren, wuchs in Argentinien und Italien auf, studierte in Frankreich, lernte fünf Sprachen. Aktuell ist sie Professorin an der Columbia University. Heute spricht sie um 14.30 Uhr zu dem Thema „Cities in a World Economy“. Der Livestream ist unter www.leuphana.de/openingweek zu finden.



Das Team von „Zusammenleben Willkommen“ hilft Geflüchteten, ein WG-Zimmer zu finden.

Foto: Lisa Marie Asubonteng

Rohrpost

Seit 23 Jahren arbeitet ein Ingenieur daran, den Lieferverkehr unter die Erde zu verlegen. Bald könnte es soweit sein

VON CHARLINA STRELOW

Kolonnen an LKW bahnen sich den Weg durch Städte, verstopfen Straßen; ein Heer an Lieferanten, jeden Tag. Geht es nach Dietrich Stein, könnte das der Vergangenheit angehören. Er hat eine Vision: Sie spielt unter der Erde, in Rohren, und sie gleicht einer Revolution der Logistik. Stein nennt sie gar eine fünfte Transport-Alternative für den Güterverkehr, neben Straßen, Schienen, Wasser und Luft.



Dietrich Stein

Das Prinzip dahinter klingt simpel: Güter sollen unterirdisch in Rohren transportiert werden. Die Transportfahrzeuge, auch Caps genannt, werden elektronisch gesteuert und können mit zwei bis drei Europaletten beladen werden. Sie fahren mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 35 km/h.

Der Lieferverkehr wird durch CargoCap zwar nicht komplett ersetzt. Die Caps transportieren die Ware unterirdisch, vom Stadtzentrum zu Verteilzentren am Rand oder zurück. Von dort wird die Ladung durch herkömmliche Transportmittel an das Ziel gebracht.

Vor 23 Jahren kam Stein die Idee zu diesem System. Stein lehrte mehr als zwei Jahrzehnte an der Ruhr-Universität Bochum, sein Schwerpunkt: Kanalsysteme. Er gründete ein Ingenieurbüro, das weltweit tätig ist.

Während dieser Zeit arbeitete er durchweg an CargoCap. Es gab Forschungsprojekte und Studien. Der Physik-Nobelpreisträger Theodor Hänsch zählte CargoCap im

Jahr 2007 zu den „100 Produkten der Zukunft“. Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt fördert aktuell eine Machbarkeitsstudie.

Doch zum Einsatz kam es bislang nicht. Das könnte sich bald ändern. Stein ist inzwischen 80 Jahre alt, er ging vor 16 Jahren an der Universität in den Ruhestand. Das CargoCap-Projekt gab er jedoch nicht auf.

Als Dietrich Stein 1997 erste Gedanken zu einer Entwicklung CargoCaps hatte, lag das zu lösende Hauptproblem bei überlasteten Straßen. Damals wurde eine Untertunnelung des Ruhrgebiets diskutiert, die ihn auf die Idee von CargoCap brachte. In den folgenden Jahren kamen weitere Themen auf: Feinstaubbelastung, CO₂-Emissionen, Ressourcen-Verschwendung.

CargoCap könnte diese Probleme lösen. „Wir schaffen eine emissionsfreie, lebenswertere Stadt“, sagt Stein.

Doch es gibt auch kritische Stimmen. So bemängelt der Geschäftsführer des Logistikimmobilienentwicklers P3 Logistic Parc, Sönke Kewitz, in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung die Errichtung neuer Verteilzentren. „Konkreter und dabei auch umweltbewusster sind Vorhaben, die existierende Strukturen intelligenter nutzen“, sagt er. Kewitz sieht ein Projekt wie CargoCap noch „weit in der Zukunft“.

Laut Stein werden 96 Prozent der externen Kosten bei Verwendung von CargoCap gegenüber LKW und Lieferwagen wegfallen. Dazu zählen ungedeckte Unfallkosten, Schäden aus Lärm oder Erschütterung, Umweltverschmutzung, Stau und Abtragung.

3,5 Millionen Euro würde eine CargoCap Strecke pro Kilometer kosten. Demgegenüber kostet eine Autobahnerweiterung pro Kilometer 30 Millionen Euro.



Die Zukunft des Warenverkehrs? Die Kapseln sind groß genug für zwei Europaletten – und sie transportieren Ware schneller als ein LKW in der Stadt. Foto: visaplan GmbH

mit einem Tunnel sogar 100 Millionen Euro pro Kilometer. Auch die Wartungskosten sind günstig, die Rohre aus Stahlbeton können mehrere hundert Jahre halten. Sie sind keinen Witterschäden ausgesetzt. Außerdem sind die Caps 20 km/h schneller als LKW. Beeinträchtigungen durch Stau gibt es nicht.

Das momentan größte Hindernis für CargoCap ist laut Stein die Politik. CargoCaps Förderung von der Landesregierung Nordrhein-Westfalens wurde 2002 fallen gelassen. Auch andere Geldgeber wollten das Projekt nicht mehr unterstützen. Die Frankfurter Rundschau und Welt am Sonntag berichteten, dass CargoCap in einem

Gutachten als nicht wirtschaftlich bezeichnet wurde. Stein und sein Team bemängelten hingegen „massive handwerkliche Fehler“ im Gutachten.

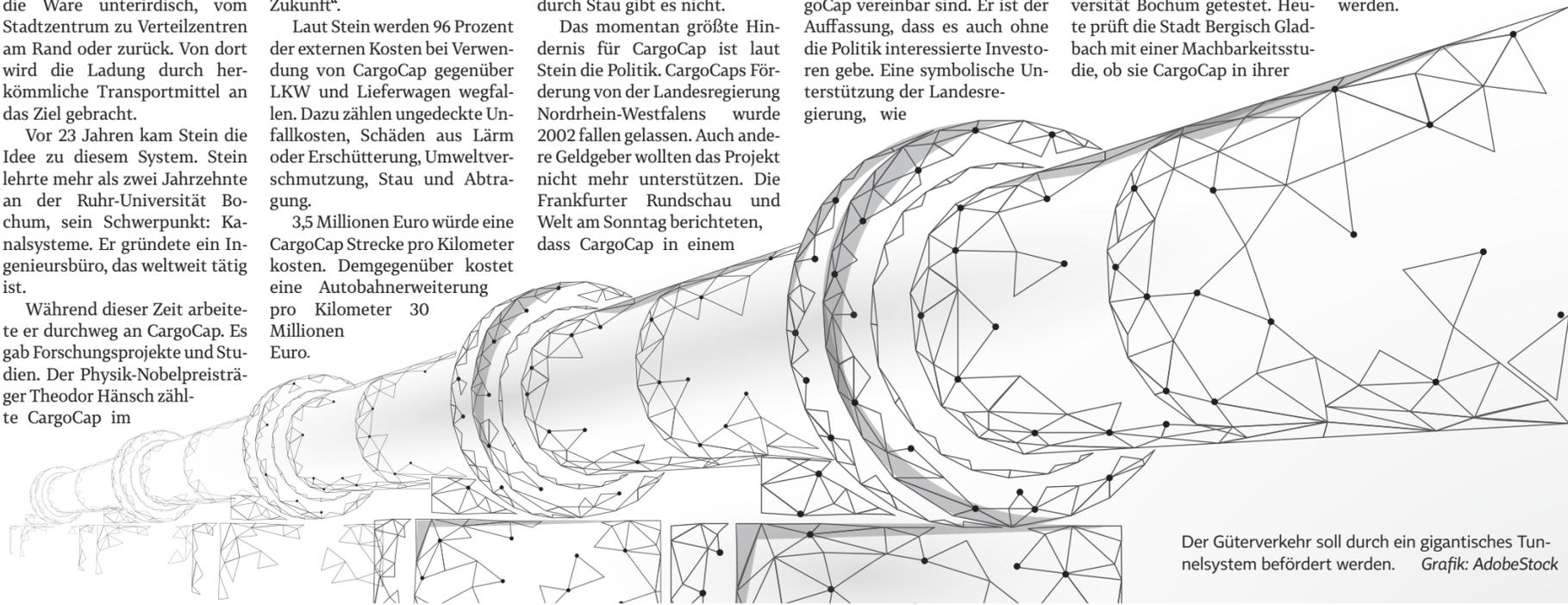
Steins Hoffnung liegt nun unter anderem bei gesellschaftlichen Entwicklungen wie Fridays for Future, deren Ziele mit CargoCap vereinbar sind. Er ist der Auffassung, dass es auch ohne die Politik interessierte Investoren gebe. Eine symbolische Unterstützung der Landesregierung, wie

etwa einen Gesetzesentwurf, der CargoCap beinhaltet, wäre dennoch eine große Hilfe.

CargoCap wurde in den Jahren 2006 bis 2016 in einer Modellstrecke nachgestellt. Das gesamte System wurde vom Lehrstuhl von Maschinenelemente und Fördertechnik der Ruhr-Universität Bochum getestet. Heute prüft die Stadt Bergisch Gladbach mit einer Machbarkeitsstudie, ob sie CargoCap in ihrer

Stadt einsetzen will. Damit wären sie ein möglicher Vorreiter für das Projekt.

Auch in anderen Ländern gewinnen unterirdische Transportsysteme an Bedeutung. In der Schweiz soll ab dem Jahr 2030 ein Teil der Güter unterirdisch in Tunneln transportiert werden.



Der Güterverkehr soll durch ein gigantisches Tunnelsystem befördert werden. Grafik: AdobeStock

Aus Liebe zu den Pilzen

Zwei Lüneburger Studentinnen arbeiten an Wegen, Lebensmittel lokal anzubauen – und dabei Müll zu sparen

VON STELLA LACHMANN

„Magic mushrooms – magische Pilze?“, das ist oft die erste Nachfrage, wenn Caroline Gebert und Johanna Liebmann sagen, dass sie Pilzfans sind. Die beiden 22 Jahre alten Umweltwissenschaftlerinnen haben im letzten Jahr das Projekt „Pilzliebe“ ins Leben gerufen. Der Gedanke ist, grob gesagt: aus Müll wird Essen. Ge-

nauer gesagt: Die beiden Studentinnen bauen auf Kaffeesatz Pilze an – im Moment Rosenseitlinge, Zitronenseitlinge und Austerpilze.

Eine erfolgreiche Pilzzucht ist laut den beiden gar nicht so leicht. Das Experimentieren mit Mischverhältnissen von Myzel und Substrat, Temperatur, pH-Wert, Luftfeuchtigkeit und Licht erfordere viel Zeit. Aus 100 Kilogramm Substrat erhält man ungefähr 10 Kilogramm Pilze. Würden sie die Kapazitäten voll ausreizen, könnten sie bis zu 70 Kilogramm Pilze im Monat züchten.



Caroline Gebert und Johanna Liebmann Foto: Lachmann

Da die beiden das Zwei-Frauen-Projekt jedoch neben ihrem Studium stemmen, ist diese Zahl utopisch. Bislang züchten sie die Pilze in einem Keller in der Altstadt. Die erste eigene Ernte gab es bereits, im Moment laufen Gespräche mit Restaurants.

Die Studentinnen haben noch mehr im Blick als nur den Fruchtkörper des Pilzes, den wir essen. Das unterirdische, weitverzweigte Myzelsystem kann als natürlicher abbaubarer Ersatz für Styropor die-

nen. Zur Veranschaulichung zeigen die beiden eine Figur, die aussieht wie ein überdimensionierter Gummibär – und aus Myzel besteht.

Caro erklärt, wie das biologisch abbaubare Verpackungsmaterial entsteht: Der Pilz zerfrisst ein Substrat, in diesem Fall Stroh. Das Myzel breitet sich für circa zehn Tage aus, dann wird das Objekt erhitzt. Dadurch wird verhindert, dass der Pilz auf das Produkt übergeht, als dessen Verpackung er später genutzt werden soll.

Die amerikanische Firma Ecovative, von der der Bär stammt, arbeitet mit großen Firmen wie IKEA oder Dell zusammen. Mittlerweile findet sich Myzel in Schuhsohlen, als

veganes Leder und sogar Dämmmaterial. Würde Plastik in Zukunft durch Myzelprodukte ersetzt, das hoffen die Studentinnen, ließe sich auch das Problem mit Plastikmüll in den Weltmeeren lindern. Das Naturmaterial

würde als Fischfutter dienen. Und Pilze können sogar selber Plastik beseitigen: Der Austernpilz gehört laut einer Studie der Universität Utrecht zu den „plastikfressenden“ Pilzarten.

Nächstes Jahr wollen Caro und Johanna ihr Bachelorstudium abschließen. Danach möchten sie ihre Pilzliebe weiterverfolgen und sich dabei auf die Forschung über Myzelprodukte konzentrieren – vielleicht sogar von Lüneburg aus. Und auch die Zucht von Pilzen als Lebensmittel weiten sie aus. Sie experimentieren bereits mit anderen Substraten.



FRAGE DES TAGES

Was fehlt in deiner Nachbarschaft?

Veit Eichhorn, 29: „Meine Nachbarschaft ist sehr anonym. Ich komme aus einer fränkischen Kleinstadt, da ist das ganz normal, dass man sich kennt und hilft.“



Martin Warnke, 65: „Wenn das Wetter mal schlecht ist und man zum Bahnhof muss, fährt bei uns kein Bus. Da wünsche ich mir eine bessere Busanbindung. Dafür ist die Nähe einfach toll.“



Frauke Born-Goedelt, 65: „Ich fände es toll, wenn Lüneburg einen Fahrradring bekommen würde. Ganz extrem ist es, wenn ich von Reppenstedt in die Stadt fahre, dann wird es immer sehr eng mit Fußgängern, Kinderwagen und Fahrrädern.“



Tessa Pittrof, 24: „Konsumfreie Aufenthaltsräume. Wenn ich mal raus aus der Wohnung will und mich irgendwo anders zum Arbeiten, Lesen oder auch einfach Entspannen hinsetzen möchte, kann ich das eigentlich nirgends ohne gezwungen zu sein etwas zu konsumieren.“



Maja Siebenbrodt, 22: „Die ganzen schönen Cafés mit gutem Kaffee sind in der Innenstadt. Mir fehlt eins in meiner Nachbarschaft am Bokelsberg.“



Francis Mayer, 22: „Ich fände einen Geräteausleihschuppen cool, wo alle aus der Nachbarschaft die Geräte, die sie nicht dauernd brauchen lagern und untereinander tauschen können.“



Ernest Roßegger, 70: „Mir fehlen anständige Fahrradwege in der ganzen Stadt. Ich habe kein Auto und fahre daher alles mit dem Fahrrad. Oft ist es einfach zu chaotisch auf den Straßen.“



Stefanie Thomas, 38: „Mir fehlt der Kontakt zu den Nachbarn. Jeder macht nur noch sein Ding und man guckt nicht mehr nacheinander. Wenn ich andere Nachbarschaften sehe, fehlt mir das doch sehr.“ Simon, 9: „Einen Spielplatz! Weil unser Spielplatz zu klein ist.“



Lucie Springer, 22: „Lüneburg hat zwar viele Grünflächen, aber manchmal wünsche ich mir noch mehr grün in der Innenstadt – so als Ausgleich. Von meiner Wohnung aus kann ich weit und breit keinen Baum sehen.“



Darius Tadayon, 42: „Ein zentrales Stadtcenter, so wie man das aus anderen Städten kennt. Günstige Parkplätze, Spielcken für Kinder mit Sitzmöglichkeiten für die Eltern, aber auch Einkaufsmöglichkeiten.“



Stephanie Pohl, 31: „Ich wohne mitten in der Innenstadt und ehrlich gesagt fehlt es mir an nichts. Am liebsten mag ich, dass mein Weg zur Arbeit so kurz ist.“



Lea Kammler, 23: „Das City-Bike-System sollte ausgebaut werden, aktuell bringt es mir nicht viel. Am besten nicht mehr stationsgebunden, sondern so dass man das Rad überall stehen lassen kann.“



Antonia Ahner, 22: „Ich wohne in einem Studentenwohnheim, mir fehlt die Vernetzung unter den Nachbarn. Besonders, dass man sich mit älteren Leuten mehr austauschen kann.“



Philipp Grell, 21: „Was fehlt mir in der Nachbarschaft? Ich suche gerade eine Wohnung und das ist ganz schön teuer. Die letzten zwei Jahre war ich obdachlos und bin von Stadt zu Stadt gereist.“



Hannah Schwabe, 22: „Ich fände es cool, wenn es mehr Tauschaktionen geben würde, wie zum Beispiel diese Tauschkisten oder Kleidertauschpartys mit Nachbarn.“



David Borsig, 36: „Ich hätte lieber mehr internationale Restaurants anstatt den fünften Burgerladen oder die nächste Craft Beer Bar in Lüneburg.“



Der hat echt was auf dem Kasten

Jonathan Sachau sorgt dafür, dass Lüneburg bunter wird. Die Stadt hat ihn darum gebeten

VON ANNA-KATHARINA KOHLS

In Lüneburg verschwinden graue Stromkästen, stattdessen tauchen Kunstwerke auf. Man findet sie an vielen Stellen, schaut man nur genau hin. Einige der Graffiti verschmelzen mit der Umgebung, andere fallen deutlich auf. So sitzt ein kleiner Hase in einem Pappkarton, Strandkörbe stehen am Straßenrand, ein Aufblasflamingo schwimmt auf einer Wiese. Die Stadt wird immer bunter – doch wer steckt eigentlich dahinter?

Für das Stromkasten-Projekt hat die Stadt Lüneburg eine Kooperation mit der Firma Dosenfutter geschlossen, gegründet vom Künstler Jonathan Sachau. Nach einer ersten Zusammenar-

beit mit Sachau – am Fahrrad-speicher – vertraute die Stadt ihm und seiner Firma weitere Stromkästen an. Vorrang haben Orte in der Innenstadt, an denen viele Menschen entlangkommen. In Sachaus Händen liegt die Gestaltung, nur eine Vorgabe gibt es: Die Motive müssen zur Stadt passen. Als Graffitikünstler darf er dann legal sprayen. Für ihn ein Traumberuf.

Das war nicht immer so. Sachau studierte an der Leuphana-Universität Kunst auf Lehramt, schloss den Master für die Grundschule ab. Weil ihm die Arbeit im Lehrberuf aber nicht gefiel, änderte er während des Referendariats seinen Plan: Er wurde von Beruf Graffitikünstler und machte sich selbständig mit seiner Firma „Dosenfutter“. Inzwischen arbeitet er mit einem Team aus Künstlern zusammen. In ganz Norddeutschland bekommen sie Aufträge: Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern, Hamburg, Bremen, Braunschweig und natürlich in Lüneburg. Neben Kommunen be-



Guck mal, ein Häschen!

Foto: Anna-Katharina Kohls

stellen auch Privatleute oder Unternehmen wie der Stromanbieter Avacon bei ihm Kunstwerke, für den er Traföhäuschen gestaltete.

Sachau hat schon Garagentore besprüht, Haus- und Kinderzimmerwände. Viele wollen sich mit Strand, Meer und Dünen ein Urlaubsgefühl nach Hause holen;

oft gewünscht sind auch Fahrzeuge wie Feuerwehrautos, Sportwagen und Motorräder. Außergewöhnlicher gestaltet sich ein Auftrag, bei dem ein Gang zwischen Garage und Haus den Eindruck eines New Yorker U-Bahnsteiges erwecken soll.

In Lüneburg ruft vermutlich

der kleine Hase gegenüber der Ritterakademie die meisten Fragen hervor. Ein Ohr gespitzt, schaut er aus seinem Pappkarton Passanten mit dunklen Augen an. Wohin sollte das Paket verschickt werden? War er ein Geschenk? Was ist wohl in den anderen Paketen drin? Tatsächlich sei dieser Hase spontan in das Paket gekommen, erklärt Sachau. Die Pakete seien aus den viereckigen Formen der Stromkästen entstanden, und er habe nach einer kleinen Überraschung für das größte gesucht.

Die Kosten pro Graffiti variieren für die Stadt je nach Größe und Aufwand des zu gestaltenden Untergrundes. Die Gefahr, dass Fremde Werke zerstören, besteht zwar, jedoch kommt dies nur selten vor. In der Graffitzene gebe es den Kodex, keine anderen Graffiti zu übersprühen, besonders keine so aufwändig gestalteten, erklärt Sachau. Die Stromkästen sehen also nicht nur gut aus, sie schützen gleichzeitig auch vor illegalen Graffiti.

GLOSSE: SCHEITERN AN DER ZUKUNFT

Teil 2: 4 1/2 Sterne

Von Fritz Lüders

Die Stadt der Zukunft wird nicht nur von selbstfahrenden Autos geprägt sein, sondern auch von Bewertungen, die wir pausenlos abgeben. Mein Kaffee am Morgen: fünf Sterne. Meine Firma: kommt nicht über vier Sterne hinaus. Zeit für einen Jobwechsel. Meine Freunde: schlechter bewertet als ich. Langsam muss ich mich wohl nach einem neuen Freundeskreis umsehen.

Viereinhalb Sterne von fünf sollten es schon sein. Ansonsten wird irgendetwas nicht stimmen.

Was passiert, wenn die Meinung unserer Mitmenschen über unseren Wert in der Gesellschaft bestimmt? Wenn der selbst denkende Mensch ausstirbt und das digitale Besserwisser-Ich übernimmt?

Bewertungen gibt es ja schon heute. Auf der Suche nach einem Lieferdienst kommen wir an den Online-Referenzen nicht vorbei. Der Pizzalieferant, der einen schlechten Start erwischt hat, kommt aus diesem Tief eben nicht mehr heraus. Das ist ärgerlich für ihn, sorgt aber insgesamt hoffentlich für bessere Pizza.

Und wie sieht es aus, wenn wir anfangen, unsere Mitmenschen mit Sternen zu bewerten? Seien wir ehrlich: Die Anzahl der Follower und die Likes bestimmen bereits jetzt über die Popularität einer Person. In Zukunft wird es noch einfacher sein, die Besten unter uns zu erkennen. Viereinhalb Sterne oder mehr. So erschaffen wir Ideale. Dass wir dann nur noch die schlechtere Version eines anderen sind, geschenkt. Wir erkennen dafür sofort, wer ein guter Mensch ist und die Gesellschaft nach vorne bringt. Wir wissen, wem wir nacheifern sollen. Eine eigene Meinung brauchen wir nicht zu bilden. Viereinhalb Sterne oder mehr. So einfach kann das Leben sein!

Es wartet eine unkomplizierte Zeit auf uns. Wir sollten uns freuen.

IMPRESSUM

Herausgeber
Medienhaus Lüneburg GmbH,
Am Sande 18-20, 21335 Lüneburg

Geschäftsführer
Wolf Chr. Bergmann, Jens Wiesemann, Christian von Stern

Leitung Startwochenzeitung
Christopher Piltz, Martin Schlak, Martin Jäschke

Chefin vom Dienst
Anna Hoffmann

Redaktion
Luise Asmussen, Cornelia Braun, Tjade Brinkmann, Julia Fehr, Ambra Ihme, Charline Loebecke, Fritz Lüders, Leon Maack, Corinna Manschke, Gina La Mela, Christoph Meyer, Ulrike Mühlhaus, Thore Rausch, Hannah Steiner

Layout
Thorsten Lustmann